

(Nachdruck verboten.)

81

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Vielleicht wußte er nicht, daß das Pferd damals nicht laufen sollte.“

Mrs. Latch antwortete: „Ach, Sie scheinen sich ja auch schon ordentlich darauf zu verstehen.“

„Ja,“ erwiderte Esther lächelnd, „man hört hier ja gar nichts anderes sprechen, unwillkürlich redet man da eben auch mit; aber sie sagen doch alle, daß Mr. Leopold so reich sei; die Jungen haben mir erzählt, daß er einen Haufen Geld bei dem City and Suburban gewann, und daß er jetzt Tausende in der Bank liegen hat.“

„Das sagen wohl manche, aber wer weiß es genau? Wenn einer gewinnt, wird stets ein großes Geschrei darüber gemacht; wenn er verliert, hört man nichts davon.“

VI.

Die „Jungen“ spielten im Stalle Ball; Esther hatte aber heute nicht Lust, sich mit ihnen zu amüsieren; draußen war alles so ruhig, duftete so schön und süß, daß sie das mehr anjog. Sie ging durch den Küchengarten nach dem Gitter zu. Das Pony und der Esel kamen ihr entgegen, und sie streichelte beiden die Köpfe. Es war ihr heute ein wahres Vergnügen, etwas berühren zu können, namentlich etwas Lebendiges. Sie bemerkte, daß die Buchen sonderbar groß und breitästig sich von dem ruhigen blauen Himmel abhoben, und ein köstlicher Nebelduft schwamm ihr von dem Blumen-garten entgegen. Die ganze Luft war erfüllt von einem frischen Erd- und Laubgeruch. Auch der Vogelgesang klang ihr süß, und in ihrer Brust schwoll eine mächtige Liebe zu der Erde und der Wunsch, sich selbst mit all diesen Wohlgerüchen und Schönheiten verbunden zu sehen. Die Schönheit des Abends und der leise Windhauch, der vom Meere heraufkam, gab ihr ein Gefühl von Kraft und Gesundheit, und sie dachte nach, wie es wohl sein würde, wenn — wie es den großen Damen in Sarahs Büchern passierte — auch zu ihr ein junger Mann käme! . . . Wie sie in der Abenddämmerung mit ihm plaudern und dabei dem Mond zusehen würde, wie er aufging, und den Fledermäusen, wie sie hin und her flatterten.

Die Herrschaft war vererbt, und sie hatte somit reichliche Muße, noch eine ganze Woche lang allabendlich die sommerliche Dämmerung und den aufgehenden Mond zu bewundern und zu genießen; aber die Entzückung des ersten Abends wollte nicht wiederkommen, und sie sehnte sich nach einem Gefährten. Sarah und die Grover waren viel zu grobartig, um mit dem Küchenmädchen spazieren zu gehen; Margarete hatte ihr „Verhältnis“, einen jungen Mann, der sie zum Spazieren gehen abholen kam, und spät abends erzählte sie Esther vor dem Schlafengehen alles, was er zu ihr gesagt hatte!

Esther aber konnte die ganzen langen Sommerabende nichts anderes thun, als allein am Küchenfenster sitzen und nähen; oft fielen die Hände ihr schlaff in den Schoß herab, und ein tiefer, schwermütiger Seufzer entrang sich ihrer Brust. Gab es wirklich in der großen, weiten Welt für sie nichts anderes als zu nähen oder allein spazieren zu gehen? Sie hatte die langweiligen Berge nun schon satt; aber unmöglich konnte sie den ganzen Abend bis zum Schlafengehen so allein in der Küche dasitzen; sie wollte hinausgehen, dem alten Hirten entgegen, wenn er mit seinen Schafen zurückkam; sie steckte ein Stück Brot für die Hunde des Hirten in die Tasche und schlenderte ins Freie hinaus. Margarete war nach dem Garten hinabgegangen. Würde wohl auch einmal zu ihr ein junger Mann kommen? Und wie würde er wohl aussehen? Dann dachte sie sich selber ob dieses Gedankens aus. Sie konnte sich gar nicht denken, daß irgend ein junger Mann sich aus ihr etwas machen sollte.

Gerade in diesem Augenblick blickte sie sich zufällig um und sah einen Mann den Weg heraufkommen; an seiner Höhe und seinen breiten Schultern erkannte sie William.

„Aha! dachte sie, er sucht die Sarah; aber er darf ja nicht etwa denken, daß ich ihn hier erwartet hätte; — und sie ging raschen Schrittes weiter, dachte dabei, ob er ihr wohl folgte,

hatte aber Furcht, sich umzuwenden. Endlich war es ihr, als hörte sie Fußtritte dicht hinter sich, und ihr Herz begann schneller zu pochen. Er rief sie bei Namen.

„Ich glaube,“ sagte sie, sich umwendend, „die Sarah ist nach dem Garten hinuntergegangen.“

„Warum sprechen Sie mir immer von der Sarah? Wie oft hab' ich Ihnen schon gesagt, daß ich mir nichts aus ihr mache, und wenn ich es je gethan habe, so ist das jedenfalls schon lange her. — Gehen Sie spazieren?“

„Ja,“ sagte sie. „Ich wollte ein wenig frische Luft schöpfen.“

Und nun gingen sie zusammen bis zum Gartengitter. Galant hielt William es offen und ließ sie hindurchschreiten.

Die Besitzungen von Woodview reichten bis zur halben Höhe des ersten Hügels hinauf; linker Hand erstreckte sich am Fuße des Hügels ein flaches Thal, in welchem Acker lagen, und über dem jetzt am grauen Abendhimmel karmoisinrote Wölkchen dahinjogen; das Thal erstreckte sich bis weit hinter Elliots Farm; hinter dieser dehnte sich das Land wie eine weite Wüste, ohne Baum, ohne Strauch, bis zum Meer hinab. —

Der Geruch von Schafen war in der Luft, und es dauerte auch gar nicht lange, da kam ihnen die Herde entgegen; ihr folgte der Hirte mit seinem mächtigen Hut und Krückstock. Zu seinen beiden Seiten liefen seine beiden Hunde einher; ein paar Rebhühner stiegen plötzlich fast zu ihren Füßen empor und flogen mit schwirrendem Geräusch rasch über die Hügel hinweg. Durch die Wärme der Luft und den köstlichen Erd- und Pflanzenduft verleitet, setzten Esther und William sich im Grase nieder, und das Landschaftsbild vor ihnen, welches sich so klar in dem dämmerigen Lichte entfaltete, ergriff beide in tiefster Seele.

„Ist das ein herrlicher Abend!“ sagte William. „Ich kann mich nicht entsinnen, je schöneres Wetter erlebt zu haben; noch kriegen wir keinen Regen!“

„Woher wissen Sie das?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ erwiderte William, der sich freute, sein höheres Wissen kundthun zu können. „Sehen Sie mal da durch die Senkungen in den Hügeln nach Südwesten; was sehen Sie dort?“

„Nichts!“ jagte Esther, nachdem sie ihre Augen vergeblich angestrengt hatte.

„Nichts! Das kann ich mir denken! Wenn aber Regen in der Luft wäre, so könnten sie dort die Insel Wight sehen!“

Um auch etwas zu sagen, das William angenehm wäre, bat Esther ihn, ihr doch zu zeigen, wo der Rennplatz sei. Er zeigte ihn ihr.

„Dort drüben — den Start kann ich ihnen nicht zeigen, der ist dort weit hinter dem Hügel nach Fortslade zu. Dann kommen die Pferde dort jenen Weg entlang und enden bei Truly-barn. Man kann Truly-barn von hier aus nicht sehen, 's ist eine gute halbe Meile weiter als jene Scheune dort.“

„Gehört denn all das Land dem „Alten“?“

„Ja, und sogar noch viel mehr; aber dieses Land hier ist nicht viel wert, sicher nicht mehr als zehn Schilling pro Morgen.“

„Und wieviel Morgen umfaßt es wohl?“

„Meinen Sie das, was wir hier übersehen können?“

„Ja!“

„Die Ländereien des „Alten“ reichen bis nach South-wichill hin und weit nach Norden hinauf. Das wissen Sie wohl nicht, daß dieses ganze Stück, das hier zwischen uns und jener Scheune liegt, einmal meiner Familie gehört hat?“

„Ihrer Familie?“

„O ja! Die Latches waren mal sehr reiche Leute; zur Zeit meines Urgroßvaters standen die Barfields lange nicht so hoch wie die Latches. Mein Urgroßvater besaß einen schönen Haufen Geld, aber er verlor alles.“

„Beim Rennen?“

„Ein Teil sicher dabei. Sahnenkämpfe, Jagden, Rennen, Wetten, das waren seine Beschäftigungen jahraus, jahrein. Dann kam mein Großvater an die Reihe; der wurde Advokat; da hatte er erst was Schönes damit gemacht! Sein Schilling blieb ihm schließlich übrig. Darum wollte meine Mutter nicht, daß ich in die Livree gesteckt würde. Seit Generationen ist die Familie nun beständig heruntergekommen, und Mutter

meinte, ich müßte der sein, der sie wieder heraufbringt; ich sei dazu geboren. Das werde ich auch, aber nicht in der Weise, wie sie's wollte. . . daß ich in Brighton auf und ab laufe und Pakete schleppe."

In schweigender Bewunderung blickte Esther William an, und da er merkte, daß sie seinen Worten gern lauschte, fuhr er fort, von dem einstigen Vermögen und Range seiner Familie zu erzählen, bis der Tau so stark zu fallen begann, daß sie beide erschrocken emporsprangen und den Rückweg antraten. In der blaffen Abenddämmerung schwamm jetzt ein blasser, voller Mond; in den Thälern stieg der Nebel auf; in sämmtlichen am Meeresufer liegenden Häusern sah man Licht nach Licht aufstrahlen, bis es aussah, als würde dort eine leuchtende Guirlande gewoben.

Die Schafe hatten sich zur Ruhe niedergelegt, und jenseits des Hügel's lagen die dichtbepflanzten Gärten von Woodvieu regungslos da; noch nie zuvor hatte Esther die Schönheiten der Erde so tief empfunden, wie an diesem Abend; tief bewegt blickte sie William an und sagte: „O wie schön!"

Während sie den Feldweg hinabstiegen, wirbelte der Staub unter ihren Füßen auf und William sagte:

„Das ist nicht gut für Silberschwanz! Wir brauchen noch viel mehr Regen. Kommen Sie, wir wollen noch um die Farm herumgehen. Die Farm gehört auch dem „Alten“, aber er hat sie an einen jungen Kerl verpachtet; er heißt Johnson, das ist der, dem Peggy früher immer nachließ. Donnerwetter! da hat's was gezeit, und wurde noch schlimmer, als er beim Egmont dem „Alten“ zuvorkam.“

So plauderten sie weiter; William erzählte die Geschichte von dem jungen Mann, der Miss Mary sitzen gelassen hatte, und von der Chanjonnettenjägerin in Shoreham Gardens, in welche „Ginger“ mit seinem empfänglichen Herzen verliebt war.

Esther fühlte sich ganz seltsam glücklich, und über ihrem Interesse an den Dingen, die William ihr erzählte, vergaß sie fast, wie enttäuscht sie anfangs war, daß William ihr Entzücken über die Schönheit des Abends nicht zu teilen schien. Dafür aber zeigte er ihr das Taubenhaus, in dem die blauen, grauen und weißen Vögel schliefen; zeigte ihr die Schmiede, die Scheune und die alten Hütten, in denen der Hirte und der Inspektor wohnten; und diese ganze, jetzt regungslos daliegende Natur, selbst die unbedeutendsten Gegenstände darin, erfüllten Esthers Herz mit Liebe, und eine ihr selbst noch fast unbewußte Glückseligkeit flüsterte in ihrem Herzen ihr süße Dinge zu.

Als sie an der Farm vorüber waren, wanderten sie auf der Chaussee weiter, bis sie zu einem kleinen Wege kamen, der in ein Kornfeld führte; in einem Gebüsch daneben sang eine Nachtigall; ihre Gesänge erfüllten die seltsame Stille des Abends so völlig, daß Esthers Aufmerksamkeit zwischen Williams Worten und dem Gesang geteilt war. Das erfüllte sie mit einer sonderbaren Furcht, und sie wünschte, der Vogel möchte aufhören, damit sie hören könnte, was der Mann neben ihr sprach. Er erklärte ihr jetzt den Plan, den er für die Rehabilitation seiner Familie gemacht hatte.

„Mutter behauptet, wenn ich für einen Pfennig Stolz besäße, hätte ich mich nicht in die Livree stecken lassen. Aber ich sagte Mutter darauf: „Was nützt einem der Stolz, wenn man kein Geld hat?“ Ich hab' ihr gesagt, daß ich ganz wohl voll Stolz bin. Ich bin wirklich fürchtbar stolz. Aber mein Stolz ist der, Geld zu verdienen! Ich seh' nicht ein, warum ein Mensch, der ruhig sein ganzes Leben lang arm bleibt, stolz sein soll. Aber du liebe Zeit! was nützt es, mit Mutter zu reden? Sie sieht nun mal nichts weiter vor Augen als die Livree, die sie haßt! Alle Weiber sind kurzichtig. Was mir das wohl genügt hätte, jahrelang Pakete zu schleppen? Und später, wenn ich nicht mehr vier Meilen in der Stunde laufen konnte, hätten sie mich einfach rausgeworfen; dann hätte ich im Graben kriechen können, und die Gemeinde hätte mich begraben müssen. . . Das soll nun für mich gut genug sein? . . . habe ich zu Mutter gesagt! Aber die Livree zu tragen. . . Na, Mutter, wenn das dein Stolz ist, dann kannst du ihn in eine Pseife stecken und in Gesundheit aufrauchen, und da du keine Pseife hast, wirf ihn in den Ofen und laß ihn verbrennen. Das hab' ich ihr gesagt. Ich sehe sehr wohl ein, daß es für mich nichts Besseres geben kann, als eine Dienersstelle hier, und hier will ich bleiben, bis ich drei-, viermal Glück gehabt habe, und dann kaufe ich mir ein nettes Wirtshaus irgendwo und wette auf eigne Rechnung weiter.“

„Das Wetten würden Sie dann nicht aufgeben?“

„Nein, aber ich möchte gern zehn-, zwölffmal einen großen

Schlag auf dem Rennplatz machen; ein halbes Tausend Wetten wie die auf Silberschwanz würden mich auf die Beine bringen; für tausend oder fünfzehnhundert Pfund könnte ich mir dann den „Roten Löwen“ kaufen, und da, hinter meinem eignen Schenktisch, könnte ich Buch machen mit hundert Pfund und mehr, bei allen großen Rennen.“

Er rieb ein Streichholz an, um seine Pseife, die ausgegangen war, von neuem anzuzünden. Bei dem Geräusch des Streichholzes verstummte die Nachtigall, und während des ganzen weiteren Rückweges fuhr William in seinem Monolog fort, den er nur von Zeit zu Zeit unterbrach, um einen tüchtigen Zug an der Pseife zu thun.

Esther hörte ihm andächtig zu, er machte auf sie den Eindruck einer starken Persönlichkeit, und sie ward bald überzeugt davon, daß, wenn er den „Roten Löwen“ kaufen könnte, er in kurzer Zeit Joe Wallers ganzes Wettgeschäft in Händen haben würde. Einige Furcht erweckten in ihr versteckte Anspielungen darauf, daß die Polizei nicht dahinter kommen dürfte, und wie man sich sehr vorsehen müßte, mit einem zu wetten, von dem man nicht wüßte, wer er sei.

Aber auch diese Furcht verschwand, als er sie nun in seinen Arm zog und sich niederbeugte, um sie zu küssen; sie wehrte sich und sagte, es sei das nicht recht, wenn er Sarah heiraten wollte.

Diese Idee schien ihn sehr zu amüsieren; er lachte laut auf und zog sie noch fester an sich, und schließlich schritten sie den breiten Weg bis zum Hause hinunter, das herkömmliche englische Liebespaar aus dem Volke.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Haar der Madonna.

Von Swan Rajsin.

Der alte Jerome, mit welchem ich in der Umgebung von St. Julien, einem französischen Städtchen unweit Genf, spazieren ging, blieb plötzlich stehen, stellte die Beine weit auseinander und fragte mit einem listigen Lächeln auf dem glattrasierten, gutmütigen Gesicht:

„Wissen Sie auch, wo ich mich augenblicklich befinde?“

„Wie meinen Sie das — wo?“ fragte ich erstaunt.

Der alte Kauz begann zu lachen.

„Nun, in welchem Lande?“

„Ich denke doch, in Frankreich. . .?“ erwiderte ich.

„Nein.“

„Also in der Schweiz?“

„Nein, auch nicht.“

„Wo denn sonst?“

Der Alte schweig ein paar Augenblicke, wie um den Effekt zu erhöhen, dann sagte er:

„In Frankreich und in der Schweiz. . .“

Ich blickte ihn zweifelnd an.

„Ja, ja, das eine Bein steht in Frankreich, das andere in der Schweiz. . .“, erklärte Jerome, auf seine gespreizten unteren Extremitäten deutend. „Sehen Sie hier diesen Stein? Und dort jenen anderen? Das ist die Grenze — gerade zwischen meinen Beinen geht sie hindurch. . . hehehe! . . . Ich kann mich so legen, daß der Kopf in Frankreich und die Beine in der Schweiz sind, und ich kann mich auch so legen, daß sich die Beine in Frankreich und der Kopf in der Schweiz befindet. . .“

Sehr zufrieden mit seinem Einfall, der ihm augenscheinlich besonders geistreich vorkam, blickte mich der Alte verschmüht lächelnd an.

„Sehen Sie? Hier! Gerade zwischen meinen Beinen geht sie hindurch. . .“ wiederholte er, aufmerksam zur Erde blickend.

Auch ich betrachtete jetzt den Raum zwischen seinen Beinen, indem ich unwillkürlich jene Linie suchte, welche Jerome die Grenze nannte; aber ich sah nichts. Von einem seltsamen Gefühl des Zweifels ergriffen, blickte ich um mich, zu beiden Seiten der Grenze, auf welcher Jerome stand: hier wie dort dieselben Felsen, dieselben schlanken Pappeln, dieselben Weinberge, dieselben freundlichen Landhäuser, derselbe Boden, dieselben Blumen, Schmetterlinge, Vienen, dieselben silberhellen Triller der Finken und Lerchen — alles dasselbe. . . Und wieder suchte ich mit den Augen unwillkürlich diese Linie und wieder fand ich nichts.

Im Leben eines jeden Menschen giebt es Momente, in denen er plötzlich die Entdeckung macht, daß das, was ihm bisher als Wahrheit erschien, nichts als Lüge war. Hypnotisiert durch bunte Landkarte, Geographiebücher, Zollämter, Zeitungen, die Verschiedenartigkeit in den Umformen der einzelnen Länder, war ich bisher von der thatsächlichen Existenz der Grenzen überzeugt gewesen, bis es mir jetzt plötzlich klar wurde, daß sie „gar nicht existieren“, daß eine solche Linie zu suchen, wie die, auf welcher Jerome zu stehen glaubt, Wahnsinn ist, weil es eine solche Linie gar nicht giebt!

Wenn es aber eine solche Linie nicht giebt — worauf steht dann Jerome? Auf nichts. . . . Und doch ist er überzeugt, daß er auf etwas steht!

„Ich wurde ganz bestürzt und blickte den Alten an.“

„Was sagen Sie nun?“ begann er wieder. „Spazig, nicht wahr?“

„Ich hatte plötzlich die Empfindung, wie ein Mensch sie haben muß, der lange als Geisteskranker im Irrenhaus gelebt hat, plötzlich gesund wird und begreift, daß er sich in Gesellschaft von lauter Wahnsinnigen befindet.“

„Spazig, nicht wahr?“

„Kein Zweifel, Jerome war wahnsinnig.“

„Guten Tag, Nachbar!“ erlang plötzlich eine Stimme.

„Ah, guten Tag, Jacques!“ antwortete Jerome sich umwendend, vor uns stand ein großer, kräftiger Mann in einer losen, blauen Bluse.

„Wie geht's?“ begann er, Jerome die Hand reichend.

„Wie Du siehst. Und Dir?“

„So so . . .“

„Ich zeige dem Herrn hier unsre Gegend,“ fing Jerome wieder an, „Da! sage ich. Ein Wein in der Schweiz, das andre in Frankreich, hehehe! . . . Der alte Jerome ist Franzose und der alte Jacques ein Schweizer, aber ihre Felder liegen friedlich nebeneinander!“

„Ja, ja,“ antwortete Jacques, indem er den Strohhut in die Augen schob, um sie vor der Sonne zu schützen. „Aber wollen wir uns nicht setzen?“

Die Alten setzten sich, ich ebenfalls.

„Warst Du Sonntags auf dem Markt?“

„Selbstverständlich!“

„Na, wie war's?“

Sie begannen von ihren Angelegenheiten, von Getreide, Viehpreisen usw. zu sprechen. Kleidung, Sprache, selbst der Dialekt, ihre Anschauungen, Lebensauffassung — alles war bei ihnen gleich, und trotzdem war „der alte Jerome Franzose und der alte Jacques Schweizer“.

Ich blickte sie schweigend an, während ich unablässig an jene unsichtbare Linie denken mußte, auf welcher Jerome gestanden hatte.

Neben mir sitzen zwei Greise, die freundschaftlich mit einander plaudern. Aber sobald irgendwo, weit entfernt von diesen fruchtbaren, grünen Feldern, etwas geschieht, sofort sehen sie sich als „Feinde“ an, trachten einander nach dem Leben, suchen ihre Farnen in Brand zu stecken und sich gegenseitig jeden nur möglichen Schaden zuzufügen. Und warum das alles? Weil sie wahnsinnig sind, weil sie sich einbilden, daß eine unsichtbare Linie sie trennt, welche sich zwischen ihren Aedern und Wiesen hindurchzieht. Würden sie aufmerksamer jene „Grenze“ betrachten, welche Jerome mir gezeigt hat, so würden sie bald erkennen, daß dieselbe gar nicht existiert, daß also weder der alte Jacques noch sein Nachbar Jerome Grund haben, einander unter gewissen Verhältnissen als „Feinde“ zu betrachten.

Und plötzlich fiel mir die Erzählung von dem Haar der Madonna ein, welches in einem italienischen Kloster gezeigt wird.

Jedem wird dieses Haar gezeigt, sehen kann es aber nur derjenige, dem die Madonna besonders wohlgesinnt ist.

Einstmal kam eine Frau ins Kloster und bat den Mönch, ihr das Heiligthum zu zeigen. Der Mönch holte ein goldenes Kästchen, öffnete es, that, als wenn er etwas herausnähme und es der Frau hinhielte.

Die Frau blickte auf die Hände, rieb sich die Augen, blickte wieder auf die Hände — sie konnte nichts sehen.

„Also bist Du nicht würdig . . . Geh' Bete!“

Die Frau begann inbrünstig zu beten, lehrte zum Mönch zurück, aber das Haar der Madonna blieb auch jetzt unsichtbar . . .

Das wiederholte sich so ein, zwei, dreimal. Schließlich verlor der Mönch die Geduld.

„Ja, was willst Du denn eigentlich? Dreißig Jahre bin ich hier, ohne das Haar der Madonna auch nur ein einziges Mal gesehen zu haben, und Du willst es gleich beim ersten Mal sehen?“ . . .

Kleines feuilleton.

sr. Die Verwandten. „Ei, das ist aber ganz famos, daß Du gerade kommst, Schwester!“ Die wohlbeleibte Dame zog eine blasse, schlaffe Frau ins Zimmer. „Du, August, Märchen ist da! Hilfe in der Not!“

Der Gatte saß gerade unter'm Rasiermesser, Seifenschaum an den Wangen bis zu den Schläfen hinauf. Er hielt den Arm des Barbiers fest und rief jovial: „Servus, Schwägerin. Du kommst wie gerufen! Heut' ist nämlich 'was los!“

„Jal! Wundere Dich!“ Seine Gattin nahm der Eingetretenen Hut und Umhang ab; sie stuzte plötzlich: „Herrje, Kind, Du bist aber blaß —“

„Der weite Weg. Und dann —“

„Du bist doch nicht etwa zu Fuß gekommen aus Eurem hohen Norden da?“

Die Gefragte nickte, griff nach einer Stuhllehne und setzte sich: „Erlaube . . .“ Sie atmete erschöpft.

„Wie unvernünftig! Wirklich, Märchen, ich begreife nicht . . .“

Die winkte mit einem Blick zum Barbier hinüber: „Nachher. Ich habe etwas mit Euch zu reden.“

„Doch nichts Unangenehmes, will ich hoffen.“ Die Schwester machte ein recht besorgtes Gesicht. Im nächsten Moment aber strahlte es: „Richtig! Du weißt ja noch gar nicht, was wir für ein Glück gehabt haben! Denke Dir: August ist befördert worden! Du, das sind an die hundert Mark mehr im Monat als bisher!“

„Ich gratuliere Euch.“ Es klang matt.

„Danke, danke. Aber etwas mehr freuen könntest Du Dich wirklich. Ja, und was ich sagen wollte, weshalb Du uns gerade so passend kommst: wir haben aus diesem Anlaß Gesellschaft heute!“

Zunächst: Gesellschaft! Kollegen und Vorgesetzte meines Mannes. Das heißt: hauptsächlich Vorgesetzte natürlich. Ja, man muß repräsentieren jetzt — Du begreifst. Ach Gott, Du, ich bin ja so furchtbar aufgeregt. Ja, um was ich Dich bitten wollte: Wenn Du nun so die letzten Anordnungen für das Diner und so weiter ein wenig überwachen wollest, während ich Toilette mache? Namentlich das Silberzeug — dort im Schrank sieht's — noch einmal nachprüfen.“

Das blasse Gesicht der Schwester sah unglücklich auf: „Ja, — das heißt: wenn es so sehr nötig ist. Ich hab' nicht allzuviel Zeit. Du weißt: der Weg. Aber“, setzte sie schnell hinzu, „ein halbes Stündchen vielleicht, wenn Dir damit gedient ist.“

Die andre lachte: „Oh, mach' Dich nur erst dabei. Also das Silberzeug vor allen Dingen, hörst Du. Hier,“ sie öffnete den Schrank, „und wenn Du noch hier oder da ein Fleckchen bemerkt . . . ja, das Putzzeug schicke ich für alle Fälle herein. Denn blühen soll alles heute!“ Sie umarmte die Schwester und drehte sich mit ihr im Kreise: „Rein, ich bin ja so vergnügt! Ich könnte die ganze Welt küssen! Sogar der Rat kommt! Denke Dir: der Rat! Zu uns! Ja, wundert Dich das nicht?“

„Gewiß.“ Die schmale Hand hielt eine Silberlaffe gegen das Licht.

Der Rasierter wischte sich das Kinn: „Lina, vergiß die Toilette nicht!“ Die Gattin eilte hinaus, und er wandte sich zur Schwägerin: „Seh' ich nicht wieder jung aus?“ Er liebäugelte mit seinem Kontorfei im Spiegel. „He? Ein bißel Vollmond, was? Aber sonst sind wir ganz gesund.“

Das Dienstmädchen hatte das Putzzeug gebracht; die junge Frau machte sich mit nervöser Hast an das Silbergeschirr. „Ja, ja,“ antwortete sie nach einer Pause: „Elend siehst Du nicht aus. Das muß man sagen.“

„Verhungert, meinst Du? Nee.“ Er lachte. „Zu essen haben wir glücklicherweise noch immer gehabt. Und nicht bloß Kartoffeln. Und was das Trinken anbelangt . . .“ Er fuhr prüfend mit dem Zeigefinger unter dem Kinn emsiger und trällerte.

„Ja,“ sagte die Schwägerin und ihre Stimme zitterte, „zu essen habt Ihr immer gehabt. Und nicht bloß Kartoffeln — wie andre Leute.“

Er sah sich jäh um: „Du, Schwägerin, thu' mir den Gefallen und fange nicht wieder die alte Litanei an. Gewiß, ich geb's ja zu: Ihr habt's nicht zum besten! Gut! Lassen wir das als Faktum gelten! Aber liegt uns nicht immer in den Ohren damit. Oder meinst Du, es sei ein Vergnügen, sich immer so quasi vorwerfen zu lassen.“

„Ich werfe Dir nichts vor, Schwager.“

„Na, es klingt doch wie Reid! Hast, als wolltest Du uns den heutigen Abend verderben!“

„August!“ Sie stand entrüstet auf.

„Na, na, laß nur.“ Er drückte sie auf den Stuhl und lächelte jovial. „Du bist doch wohl nicht hergekommen, um mit mir zu streiten?“ Er klopfte ihr den Rücken.

„Rein, wirklich nicht. Aber . . . Ja, weshalb ich gekommen bin, August . . .“ Ihr Gesicht beugte sich tief auf einen silbernen Becher. „Ich wollte . . . wollte im Gegenteile . . . einmal recht, recht . . . ja . . . verwandtschaftlich mit Euch reden.“ Rot stieg es in die blassen Wangen.

„Verwandtschaftlich? Ja, so.“ Er blickte sie forschend an und schlug sich plötzlich vor den Kopf: „Donnerwetter! Ich vergaß ja ganz . . . die Gesellschaft . . . höchste Zeit zum Ankleiden! Also ein andermal, Schwägerin, ein andermal!“

„Höre doch, Schwager . . .“

Er war schon hinaus.

Das Silberzeug zitterte in den Händen der blassen jungen Frau. Zumeilen gab's einen leisen, klingenden Ton. Dazwischen floss ein verhaltener Seufzer durch den Mann. Eifrig, hastig arbeiteten die Hände. Der Blick stahl sich oft unruhig zur Uhr; langsam, stetig tickte der Pendel. Und als das Geschirr durchgemustert war, hatte der große Zeiger eine gute Stunde vollendet.

Die junge Frau nahm Hut und Umhang, zögerte erst und klopfte dann an eine Thür.

Die Schwester erschien, halb angekleidet, die Puderquaste in der Hand: „Komm' nur herein. Ja, willst Du schon gehen? Ich dachte, Du hülfest mir noch ein wenig beim Dedem und Servieren?“

„Beim besten Willen — es geht nicht. Die Kinder warten.“

„Na,“ die Schwester verzog das Gesicht und betupfte sich die nackten, fleischigen Arme mit der Quaste. „Schön ist das nicht von Dir. Aber, wie Du willst . . .“

„Ich hätte ein Anliegen, Schwester . . .“

„So? Was ist denn?“ Freundlich klang es nicht.

„Rein Mann hat seine Stellung verloren . . .“

„Wie? — Seht Ihr!“
 „Sein Chef ist bankrott.“
 „Sehr fatal.“ Die Puderquaste geriet in eifrige Bewegung.
 „Und nun wollte ich . . . ja: launst Du mir vielleicht . . . eine kleine Anleihe . . .“
 Die Puderquaste hüpfte zum Hals hinauf, rechts herum, links herum —
 „Du machst Dich zu weiß, Schwester.“
 „Also: ich kann Dir nicht helfen. So gern ich möchte!“
 „Ach!“ Es klang ungläubig.
 „Wirklich. Wenn Du meine Ausgaben kennstest! Ich weiß selber kaum, wo ich es hernehmen soll.“ Sie stand vor dem Spiegel und betupfte die Wangen. „Thut mir leid.“
 „Na! Also betteln will ich nicht! Gute Nacht!“
 „Gör' mal: das Jahrgeld wenigstens sollst Du haben . . .“
 „Danke!“ Es klang hart. „Ich gehe lieber zu Fuß.“
 Als die Flurthür zuschlug, streckte der Gatte den Kopf herein:
 „Hat sie Dich angepömpelt?“
 „Wenn das so leicht wäre, August!“ Sie lachte.
 Er stimmte ein: „Ich hab' mich auch gedrückt, als ich den Braten roch.“
 „Und überhaupt.“ die Puderquaste zitterte vor Entrüstung, „gerade fortzulaufen, wo sie sich hier nützlich machen könnten! Wahrhaftig: eine liebe Schwester!“
 „Ach!“ Er besah seinen Frack im Spiegel und loippte mit dem Kopf nach hinten: „Die Verwandten, weicht Dul' Daran! rechne nur!“ —

— **Einführung einer indischen Biene nach Deutschland.** Der Honig des Rotkleees ist unserer heimischen Honigbiene gewöhnlich nicht zugänglich. Nur in sehr trockenen Jahren und oftmals auch beim zweiten Schnitt wird es den Tieren möglich, mit ihrem sonst zu kurzen Rüssel die Nektarquelle zu erreichen, da in diesen Fällen die Blüten weit kleiner und kümmerlicher sind. Nun giebt es in Indien eine Bieneart, Apis dorsata, die wesentlich größer ist als unsere Honigbiene. Man nahm nun ohne weiteres an, daß eine so große Biene auch einen sehr langen Rüssel haben müsse und erhoffte von einer Kreuzung zwischen Apis mellifica und Apis dorsata einen Bastard, der befähigt sein würde, den Rotklee zu besiegen. Auf diese Weise würden dann in der That große Honigmengen nutzbar gemacht, die sonst an Hummeln verloren gehen. Mehrfach ist infolge dessen der Versuch unternommen worden, die Apis dorsata nach Deutschland und Amerika einzuführen, und große Summen sind für diesen Zweck verwendet worden. Leider freilich vergeblich; denn wie die Untersuchungen von Buttel-Reepens gelehrt haben, ist der Rüssel der Apis dorsata nur unwesentlich länger als derjenige der Apis mellifica, so daß in dieser Hinsicht ein Nutzen nicht erwartet werden kann. Ferner ist aber auch die Möglichkeit einer Kreuzung beider Arten höchst unwahrscheinlich, da sich die Indierin um die Brut unserer Honigbiene nicht im mindesten kümmert. Während Apis indica und Apis fasciata sich der Brut unserer Bieneen jorglich annehmen, wenn man ihnen Gelegenheit dazu giebt, läßt Apis dorsata die Brut einfach verhungern. —

(„Prometheus.“)

Aus dem Pflanzenleben.

it. Die Libanon-Ceder in Deutschland. Allberühmte Bäume sind es, aus ihrem Holze soll der salomonische Tempel gebaut gewesen sein. Sicher ist es, daß aus dem unzertörbaren Holze die Könige Neghptens und Syriens ihre Schiffe bauten, daß zu dem Dach des Dianentempels zu Ephesus und der Kirche der Kaiserin Helena in Jerusalem Libanon-Cedern das Material lieferten. Einst bedeckten sie den ganzen Libanon, jetzt stehen sie nur noch in einsamer Höhe auf der Spitze des Gebirges, alte umfangreiche Niesen, deren Lebenszeit nach Jahrtausenden zählt. Es ist wenig bekannt, daß einzelne Bäume dieser seltenen Coniferenart auch in Deutschland vorhanden sind. Im allgemeinen eignet sich natürlich das Klima Deutschlands für den Anbau dieses südländischen Baumes, der außer auf dem Libanon auch auf Gebirgen Kleinasiens und Syriens wächst, sehr wenig. Schon in Frankreich aber gedeiht die Libanonceder sehr gut, besonders kann man die ganz eigenartige, melancholische Schönheit dieses Baumes im Pariser Pflanzengarten an dem stattlichen Exemplare bewundern, das Tournefort im Jahre 1734 als junges Pflänzchen vom Libanon hierher versetzte. Das Klima von Paris ist nicht milder, als das gewisser bevorzugter Gegenden in Süddeutschland und am Rhein. Aber die Libanonceder verhält sich doch nicht überall gleich. Es scheint, daß manche Exemplare sehr widerstandsfähig sind, während andre wieder leicht durch Frost leiden. Im allgemeinen gelten junge Pflanzen und selbst jüngere Stämmchen in Süddeutschland und am Rhein als empfindlich. Sie müssen also hier im Winter bedeckt und womöglich eingebunden werden. Ältere Bäume dagegen erweisen sich als vollständig hart. Aber manche Exemplare sind von Anfang an wenig empfindlich. So giebt es denn in den Gärten jener milden Gegenden Deutschlands hier und da ansehnliche Bäume der Libanonceder. In Romm am Rhein steht in einem Garten ein ganzes, allerdings kleines Bälldchen von dreißig Bäumen. Die größten davon sind an 15 Meter hoch, dabei aber noch nicht ganz dreißig Jahre alt. Sie haben nie vom Frost gelitten und scheinen sich überhaupt sehr wohl zu befinden, denn jedes Jahr sind sie reichlich mit Zapfen behängt, die keim-

fähigen Samen enthalten. Der Besitzer des Gartens hat diese Cedern selbst aus Samen gezogen. Das Bälldchen, dessen Boden mit Erden und Farn bewachsen ist, soll mit seinen wunderschönen, dunkelgrünen Nadelkronen einen herrlichen Eindruck machen. Die Libanonceder, die im einzelnen unserer Lärche ähnlich ist, hat doch ein ganz andres Totalaussehen als diese. Sie ist düsterefarbig und ihre Aeste haben die Neigung sich alle horizontal in eine Ebene zu stellen. Dadurch bekommt der Baum eine ganz flache Schirmkrone, die in ihrer dunklen Belaubung äußerst melancholisch aussieht, gleichsam niedergebeugt von dem Ernste jahrtausend alter Erinnerungen.

Viel empfindlicher ist die Libanon-Ceder im norddeutschen Klima. Im Berliner Botanischen Garten befindet sich kein Freilandexemplar dieser interessanten Baumart. Gleichwohl besitzt auch Norddeutschland einige Libanon-Cedern. So steht z. B. in einem Garten in Wallenstedt am Harz ein recht stattliches Exemplar, das an 12 Meter hoch ist und einen Stammumfang von 120 Centimetern in Brusthöhe besitzt. Dieses Exemplar blüht jedes Jahr sehr reichlich, es trägt aber nur männliche Blüten, so daß es also keine Zapfen mit Samen ausbilden kann. Jedenfalls aber wäre die Vermählung nicht aussichtslos, diesen schönen, altberühmten Baum auch in Norddeutschland besser zu akklimatisieren. Es müßten Aussaaten mit solchem Samen gemacht werden, der Bäumen von erprobter Widerstandsfähigkeit zu entnehmen wäre. Merkwürdigerweise hat sich noch niemand dieser verhältnismäßig leichten Mühe unterzogen, obwohl doch im übrigen die Pflanzenzüchtung heute in Deutschland auf einer sehr hohen Stufe steht, viele Gärtnereien ausgedehnte Samenkulturen besitzen und große Baumschulen Reisende ausshiden, die in fernem Weltteilen allerlei neue Gehölzarten aufspionieren müssen. —

Humoristisches.

— Ein Angstprodukt. Lehrer: „Was für zwei Arten von Zahlen unterscheidet man?“
 Schüler (schweigend).
 Lehrer: „Nun, die graden und . . .?“
 Schüler (zitternd): „Die schiefen Zahlen.“ —
 — Darum. „Meine Frau hat den ganzen Morgen kein Wort mit mir gesprochen.“ klagte ein Ehemann, „weil ich gestern zu spät nach Hause kam. Ich bin ganz unglücklich!“
 „Wirklich?“ frug ein Zweiter. „Wie lange sind Sie verheiratet?“
 „Zwei Monate.“
 „Ach so!“ sagte der andre und — ging. —

(„Jugend“.)

— Aus einer Antialkoholiker-Versammlung. (Der Redner ist von seinem Gegenstande ganz hingerissen): „Ja, meine Herren, der Alkohol deprimiert, macht faul und dumm . . .“
 Stimme aus dem Hintergrunde: „Und da wollen Sie behaupten, daß Sie nie Alkohol getrunken haben?“ —

Notizen.

— Die erste Aufführung von Shaws „Candida“ im Neuen Theater findet am 1. März statt. Das Stück wird von Felix Holländer insceniert. —
 — Annie Reumann-Hofers historisches Trauerspiel „Marie Antoinette“ ist von Ferdinand Bonn zur Aufführung am Berliner Theater angenommen worden. —
 — Professor Berger, ein Schauspiel von Hans Eschelbach, erlebt demnachst im Schauspielhause zu Frankfurt am Main die Erstaufführung. —
 — Das Lustspiel „Noblesse oblige“ von Paul Vlis wurde bei der Erstaufführung im Schweriner Hof-Theater mit Beifall aufgenommen. —
 — Rudolf v. Gottschall hat ein neues Lustspiel „So zählt man seine Schulden“ vollendet. Das Stück wird Mitte März im Leipziger Stadt-Theater aufgeführt werden. —
 — Björnsons „Laboremus“ hatte bei der Aufführung im Leipziger Schauspielhause großen Erfolg. —
 — Ein Chorgesangverein zur Pflege hebräischer Musik (Leitung: Alfred Kellermann) ist in Berlin gegründet worden. —
 — Die diesjährigen Wahreuther Festspiele beginnen am 22. Juli mit der Aufführung des „Tamhäuser“. —
 — Die Dramaturgen! Das „Berliner Tageblatt“ berichtet von einer Scene aus einem ganz neuen Theater, das sich der Unterstützung vieler künstlerischer Kräfte und besonders zahlreicher dramaturgischer Berater erfreut. Der erste Logenschlichter instruiert vor Beginn der Generalprobe seine Kollegen, wen sie in das Parlett einlassen sollen: „Also vorn, hinter die Musik, kommen nur rein der Herr Direktor, der eine Uebersetzer, der andre Uebersetzer, der Regisseur, der eine Maler, der andre Maler und — was so die Dramaturgen sind!“ —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 28. Februar.